

36. Jhg. MÄRZ 2026 Nr. 3 (448)

MASURISCHE STORCHENPOST

**Monatszeitschrift der Masurischen Gesellschaft /
Miesięcznik Stowarzyszenia Mazurskiego**



**100. Geburtstag von Siegfried Lenz
100. Rocznicza urodzin Siegfrieda Lenza**

S. 6 und 33

Foto: Archiv der Masurischen Gesellschaft



18 października 2011 r.

Miasto Etk

fot. Jakub Cwiklerński

Inhalt/w tym numerze

- 2/29 Abschied von der verstorbenen Renate Marsch-Potocka/
Pożegnanie Zmarłej Renate Mrasc-Potockiej.
- 6/33 100. Geburtstag von Siegfried Lenz
100. Rocznicza urodzin Siegfrieda Lenza
- 14/41 GrzegorzSupady-Stanisław Butowski und sein Buch
„Grüße aus Poppelnicke oder ein Autorenleitfaden für
Hinterpommern/ Poczówka z Pomorza Tylnego
- 22 Stefan Piskowik: „Nicht unverhofft“,
„Was machst du gerade“
- 23 Arkadiusz Łuba - 2 Millionen Euro für den
Polnischunterricht in Deutschland
- 48 Tomasz Kurs: Buldożerem po cmentarzu, czyli niszczenie
historii Mazur
- 52 Tak wygląda Polska online ?
- 60 Impressum /Stopka redakcyjna

Die Veröffentlichung gibt nur die Meinung der Autoren wieder und kann nicht mit dem offiziellen Standpunkt des Ministers für Inneres und Verwaltung gleichgesetzt werden/ Niniejsza publikacja odzwierciedla jedynie poglądy autorów i nie może być utożsamiana z oficjalnym stanowiskiem Ministra Spraw Wewnętrznych i Administracji.



Foto: <https://dzieje.pl/>

Renate Marsch – Potocka

21.06.1935 – 21.01.2026

**7. März 2026 Pawel Hause –
Bischof der Masurischen Diözese der Evangelisch-Augsburgi-
schen Kirche – nahm Abschied von der verstorbenen
Renate Marsch-Potocka.**

Renate Marsch sah ich zum ersten Mal im Fernsehen, in der Sendung „Blížej świata“ („Näher an der Welt“). Dank des Fernsehens und der Berichte ausländischer Korrespondenten waren wir – noch bevor das Internetzeitalter begann – der Welt näher. Wir sahen eine etwas andere Welt: ausländisch, reicher, farbiger, interessanter, anders. Fröhlicher, klüger, exotisch. Es waren die ersten Vorboten der Freiheit. Denn mit der Öffnung zur Welt begannen wir, kritischer auf unsere eigene, schwerfällige, kommunistische, unterdrückte und graue Realität zu blicken.

Eine der Personen, die uns die westliche Welt näherbrachte, war Renate Marsch. Die meisten von uns kennen sie als Warschauer Korrespondentin, die u.a. über die Ereignisse des Kriegs-

rechts in der Volksrepublik Polen oder über die Pressekonferenzen von Jerzy Urban berichtete. Sie war Moderatorin einer Sendung, in der wir unsere Welt mit den Augen ausländischer Journalisten betrachteten. Ihre außergewöhnliche Offenheit und ihr Humor lehrten uns einen neuen Blick auf die Wirklichkeit.

Vor 20 Jahren lud sie eine Gruppe junger polnischer und deutscher Journalisten nach Galkowo ein – sowie mich und einen katholischen Geistlichen aus Ukta. (Damals zeigte sich, dass die ökumenischen Beziehungen innerhalb Polens noch schwieriger waren als die polnisch-deutschen Beziehungen selbst, sogar unter der jungen Generation. Die unterschiedliche Mentalität von Katholiken und Evangelischen. Die sich bereits damals abzeichnende politische Polarisierung unserer Gesellschaft. Verschiedene Sichtweisen auf Europa und die Welt.)

Dennoch hörte sie nicht auf, sich für diese Kontakte zu engagieren. Sie unterstützte das Werk ihrer Vorgängerin – ebenfalls Journalistin, Schriftstellerin und Legende Ostpreußens – Marion Dönhoff. Sie organisierte Sammlungen zugunsten der Jugendlichen des Marion-Dönhoff-Sozialgymnasiums in Mikołajki und förderte so den polnisch-deutschen Jugendaustausch.

Später begegneten wir uns in Galkowo, der ehemaligen Försterei von Steinort, wenn sie deutschsprachige Touristengruppen durch den von ihr gegründeten *Salon Marion Dönhoff* führte. Gespräche mit ihr waren immer bereichernd. Offen kritisierte sie die diktatorischen Neigungen der Mächtigen und die gewöhnliche

menschliche Dummheit oder Kleingeistigkeit – mit derselben Leidenschaft, die sie als aktive Journalistin auszeichnete.

Entgegen der antideutschen Propaganda in Polen und der antipolnischen in Deutschland baute sie Brücken zwischen unseren Nationen. Sie lehrte uns gegenseitigen Respekt und Toleranz.

Sie errichtete ein dauerhaftes Denkmal für Marion Dönhoff und wurde selbst zu einer Persönlichkeit, die deren Werk der Überwindung von Vorurteilen, Stereotypen und Feindseligkeiten fortführte.

Sie erinnerte an die Lebensgeschichte der Gräfin und erzählte von deren Engagement für die deutsch-polnische Versöhnung, deren Fortsetzerin und beste Botschafterin sie selbst wurde.

„Lieben – ohne zu besitzen“ wurde zu ihrem Lebensmotto, Ausdruck einer selbstlosen Liebe zu den Menschen, die dort leben, wo andere einst ihren Besitz verloren.

So wie Marion Dönhoff an der Seite Willy Brandts, so stand Renate Marsch an unserer Seite und lehrte uns unermüdlich Toleranz und Liebe.

Mit Stolz verband sie den polnischen und den deutschen Teil ihrer Familie. Sie war stolz auf ihren Sohn. Sie freute sich, dass sie sich in den schönen Masuren niederlassen konnte.

Verabschiedet im schönsten evangelischen Kirchlein in Sorkwity, an den Quellen der Krutynia, wird sie hier ruhen – an dem Ort,

mit dem sie so eng verbunden war. Galkowo, das ihr so viel bedeutete, ist auch der Ort ihrer letzten Ruhe.

Die Krankheit zwang sie, sich zurückzuziehen; umsorgt lebte sie in den letzten Jahren in ihrer eigenen Welt, bis Gott sie zu sich rief. Näher an einer anderen Welt. Näher an der Welt der Engel und Geister, der Sehnsüchte und Wünsche, der Erinnerungen und der Nostalgie, der Reflexion. Im Kreis der Nächsten. Mit ihrem Schicksal versöhnt. Der Herr sprach: „Kehret wieder, Menschenkinder.“ Und unser Erlöser fügt hinzu: „Im Hause meines Vaters sind viele Wohnungen.“ Nun ist sie in dieser besten aller Welten. Sie ist in Gottes Hand, in der Heimat der Erlösten. Wir werden ihrer mit einem Lächeln und tiefer Dankbarkeit gedenken. Denn die Welt, die sie uns zeigte, bleibt in unseren Herzen und in unserer Erinnerung.

Obwohl sie in Deutschland oder in Warschau hätte leben können, wählte sie die Welt der masurischen Wälder und Seen – mit ihrer Geschichte und ihren neuen Bewohnern. Diese Welt wurde ihr Lebensort.

Zum Schluss erinnere ich an die Worte ihrer geliebten Marion Dönhoff: „Und plötzlich verstehen wir alles: unser Leben, unser Sein. Und es erfüllt uns eine tiefe Dankbarkeit dafür, dass dies meine Heimat ist.“

Übersetzung: K.I.

100. Geburtstag von Siegfried Lenz

Anlässlich Siegfried Lenz' 100. Geburtstag erschienen zahlreiche Artikel, Filme und Nachrufe zu seinem Werk in deutschen und polnischen Medien.

Siegfried Lenz war in fast jeder Ausgabe der „Masurischen Storchepost“ vertreten. Leserinnen und Leser konnten die gesamte „Masurische Geschichte“ ab dem Band „So zärtlich war Suleyken“ erkunden.

Wir diskutierten sein Werk in Seminaren im Rahmen des Kultur- und Begegnungsfest der Masurischen Gesellschaft.

Wir waren auch am 18. Oktober 2011 in Lyck/Elk anwesend, als ihm die Ehrenbürgerschaft von Elk verliehen wurde.

Wir erinnern Sie an den Bericht von dieser Zeremonie.

Nach 68 Jahren besuchte Siegfried Lenz seine Heimatstadt Lyck

Der deutsche Schriftsteller hat seine masurischen Wurzeln nie verleugnet

Auf dieses Zusammentreffen bereitete sich die Stadt Lyck sorgfältig vor. Es wurden zweisprachige Infoblätter über das Leben und Schaffen des Autors gedruckt.

Das Zusammentreffen mit Siegfried Lenz fand im Theatersaal des Kulturzentrums statt. Der Schriftsteller wurde vom stehenden Publikum mit starkem Beifall begrüßt.

Die Laudationen hielten Dr. Rafał Żytyniec vom Zentrum für Historische Forschung der Polnischen Akademie der Wissenschaften, Michał Olszewski von der Wochenzeitung „Tygodnik Powszechny“ und Adam Krzemiński vom Nachrichtenmagazin „Polityka“.

Alle drei bezogen sich in ihren Vorträgen auf die Erinnerungen des Gastes aus Hamburg an seine oder die eigene Jugendzeit. Meistens ging es darum, wann und wie sie zum ersten Mal dem Schaffen von Siegfried Lenz begegnet sind. Sie erinnerten sich an ihre Lehrerinnen, die den Schülern die polnische Übertragung des Werks „Heimatmuseum“ angeboten hatten. Krzemiński erinnerte sich daran, wie er „So zärtlich war Suleyken“ während einer Kanufahrt auf den masurischen Seen gelesen hatte. Auch Siegfried Lenz sprach in seiner Rede über seine Erinnerungen an die Jugendzeit.

Die nächste Phase aus dem Leben des Schriftstellers, die vorgestellt wurde, war das Heranwachsen und die damit verbundenen Kriegserlebnisse: der kurze Militärdienst, die Desertion aus der Kriegsmarine sowie die nächtliche Flucht durch Dänemark in Richtung Deutschland. Es folgten die ersten Jahre der Nachkriegszeit in Deutschland, die Arbeit in der Redaktion der Tageszeitung „Die Welt“, die ersten Buchpublikationen.

Die Teilnehmer der Veranstaltung erinnerten auch an das Jahr 1970: die Unterzeichnung des „Vertrags zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Volksrepublik Polen über die Grundlagen der Normalisierung ihrer gegenseitigen Beziehungen.“ Der Unterzeichnung des Vertrags durch den Kanzler Willi Brandt

in Warschau wohnten die beiden Schriftsteller Günter Grass und Siegfried Lenz bei. Viele Deutsche, insbesondere Flüchtlinge und Vertriebene, kreideten den Schriftstellern an, dass sie mit ihrer Anwesenheit die Anerkennung der Unverletzlichkeit der polnischen Westgrenze sanktioniert hätten. Lenz, der damals Briefe mit schwarzem Trauerrand bekam, erläuterte dies: „Es lässt sich nicht bezweifeln, dass der Verlust der Gebiete nicht am Tag der Vertragsunterzeichnung vollendet wurde. Wir haben das Land verloren im Moment der Entscheidung für den Krieg.“

An diese Ereignisse vom Dezember 1970 schloss sich auch der Botschafter der Bundesrepublik Deutschland in Polen, Rüdiger Freiherr von Fritsch, in seiner Rede an, und verwies darauf, dass Schriftsteller das Recht haben, das Handeln der Politiker nicht nur zu unterstützen und erläutern, sondern dieses auch zu inspirieren und zur Fortführung der schon vorgenommenen Maßnahmen anzuspornen. Solch eine Rolle spielte eben auch das Schaffen von Siegfried Lenz.

Die Ehrenbürgerschaft der Stadt Lyck an Siegfried Lenz verlieh in einem großen Festakt der Bürgermeister Tomasz Andrukiewicz. Er bedankte sich bei dem Schriftsteller dafür, dass dieser seine masurenischen Wurzeln nie verleugnet habe.

Das „Ehrenabzeichen für besondere Verdienste für die Woiwodschaft Ermland und Masuren“ nahm der Schriftsteller von Jarosław Słoma, Vizemarschall der Woiwodschaft Ermland und Masuren, entgegen. Der Vizemarschall bedankte sich bei Lenz für sein literarisches Schaffen, das auch von der neuen Bevölkerung Masurens

der Nachkriegsjahre wahrgenommen wird und es ihr erleichtert, hier heimisch zu werden.

Die „Goldenen Lorbeeren“ der Universität Ermland und Masuren verlieh an den bedeutenden Masuren der Rektor der Universität, Prof. Dr. Józef Górniewicz.

Den „Jubiläumspreis der Kulturgemeinschaft „Borussia““ übergab an Lenz die Vorsitzende der Kulturgemeinschaft, Beata Samojtowicz. Auch die „Borussia“ bereitete sich sehr sorgfältig auf das Treffen mit Siegfried Lenz vor. Aus diesem Anlass hat die Kulturgemeinschaft die polnische Ausgabe seines bekannten Buches „Heimatismusem“ neu aufgelegt und widmete ihm die 48. Ausgabe ihres Periodikums „Borussia Kultur Geschichte Literatur“. Am Tage des Besuches des Autors hat die Kulturgemeinschaft in Lyck einen Verkauf seiner Bücher veranstaltet.

Die Feierlichkeiten wurden durch das Klavierspiel von Emilian Mankiewicz und Katarzyna Makal - Źmuda musikalisch umrahmt.

Tadeusz Willan
18. Oktober 2011

Die dreizehnte der masurischen Geschichten
»Kleine Erkundungen der masurischen Seele«
hat Siegfried Lenz diese Geschichten genannt.

*„Es angenehm sei, wenn man
in der Fremde nicht allein sein muss“.*

Die Reise nach Oletzko

Oft, Herrschaften, kann schon ein kleiner Mangel Anlaß geben zu einer Reise — beispielsweise der Mangel an einem Kilochen Nägel.

Von diesem Mangel betroffen fand sich in Suleyken ein Mensch namens Amadeus Loch, dessen Liegenschaften sich in unmittelbarer Nähe von Goronzä Gora, das ist: Heißer Berg, erstreckten. Um also genügend Nägel zu haben für den Bau eines Schuppens, begab sich dieser Loch eines Tages zu seiner Frau und sprach ungefähr so: „Es ist“, sagte er, „moia Zonka, ein Mangel aufgetreten von einem Kilochen Nägel. Daher wird eine Reise nach Oletzko notwendig sein. Und damit sie angenehm wird, könntest du eigentlich mitfahren. Es sind dieselben Vorbereitungen, und wenn man schon in die Fremde muß, dann soll man‘ achten, daß man nicht allein ist.“

So sprach der Amadeus Loch und ging hinaus, und nachdem er gegangen war, stellte seine Frau, eine geborene Popp, alles auf die Ofenbank, was für die Reise gebraucht wurde. Was das Essen betrifft, so war auf der Ofenbank etwa zu finden: Speck, Fladen, Salzgurken, ein Topf Kohl, getrocknete Birnen, ein Korb Eier, gebratene Fische,

Zwiebeln, ein Rundbrot und ein geschmortes Kaninchen. Dann legte sie, während Amadeus, sich um das Fuhrwerk kümmerte, die Joppe bereit, Gummigaloschen, Decken, Tücher und Pulswärmer. Und nachdem sie ihre vier Röcke zum Unterziehen hervorgekramt hatte, sprang sie hinüber zu ihrem Bruder, Paul Popp, und ließ sich so vernehmen:

„Amadeus und mich, uns zwingt der Mangel von einem Kilochen Nägel in die Fremde. Morgen, vielleicht auch übermorgen, müssen wir fahren nach Oletzko. Wenn man aber schon in die Fremde muß, dann soll man achten, daß man nicht allein ist. Da ich auf euch nicht verzichten kann, wäre es schon angenehm, wenn ihr mitkamt. Ich könnte sie leichter aushalten, die Reise.“

Damit ging sie, und nach kurzer Beratung begannen im Hause Popp die Vorbereitungen für die Reise: Eingemachtes wurde aufgemacht, es wurde Salzfleisch zurechtgelegt, Heringe wurden gebraten, ein Huhn geschlachtet und gekocht, Brot gebacken, ein 18 Paar Wollsocken in wirbelnder Eile zu Ende gestrickt, ferner wurden die Pferde neu beschlagen, das Geschirr ausgebessert und die Leine des Hofhundes verlängert.

Und nachdem die notwendigsten Vorbereitungen getroffen waren, eilte Paul Popp persönlich zu seinem Schwager Adolf Abromeit, der, wie man sich erinnert, in seinem Leben nicht mehr gezeigt hatte als große, rosa Ohren.

Und zu diesem sprach er: „Das Schicksal will, daß wir eine Reise machen müssen in die Fremde. Und wie die Dinge, Adolf Abromeit, nun einmal liegen, hat sich niemand wohlgeföhlt in der

Fremde – angefangen bei den Katzen und geendet bei den Schimmeln. Somit wäre es gut, wenn du anspannst und uns begleitest; die Reise wäre um manches angenehmer.“

Adolf Abromeit, ein ewig verscheuchter Mensch, rannte vom Keller auf den Boden, vom Boden in die Scheune, von der Scheune in den Stall und in die Küche, und als er alles halbwegs beieinander hatte, rannte er über die Felder zu seinem Onkel, dem Briefträger Hugo Zappka, und sprach:

„Ein Unglück ist geschehen. Eigentlich eine Feuersbrunst. Wir müssen eine Reise machen in die Fremde, nach Oletzko. Wir können dich, Onkelchen, nicht entbehren. Schon wegen der Katzen und Schimmel.“ Und damit rannte er auch schon zurück.

Hugo Zappka, der Briefträger, er ordnete und bündelte die eingegangene Post, stellte so etwas wie eine Bilanz zusammen und setzte sich hin und schrieb sein Testament.

Dann regelte er alles für die Reise und suchte meinen Großvater Hamilkar Schaß auf, dieser meinen Oheim Kuckuck, Kuckuck den Ludwig Karnickel, Karnickel die Urmoneits, und allmählich war ganz Suleyken in schöner Unbefangenheit bereit, einen seiner Bürger in die Fremde zu begleiten.

Wie ansehnlich die Reisegesellschaft war – man wird es ermessen, wenn ich sage, daß das Fuhrwerk von Amadeus Loch knapp vor Striegeldorf war, als sich der letzte, der finstere Mensch Bondzio,

gerade in Suleyken in Bewegung setzte.

So fuhren sie los, und dem Vernehmen nach soll auf dieser Fahrt, neben vielem anderen, folgendes passiert sein:

- es wurden zwei Kinder geboren,
- der alte Logau verlor sein Holzbein,
- zwischen dem Schuster Karl Kuckuck und dem Flußfischer Valentin Zoppek brach ein Streit aus,
- der Holzarbeiter Gritzan ließ sich herab und sprach zwei ganze Sätze,
- ferner sichtete man einen wilden Auerochsen, der sich jedoch später als Kuh herausstellte,
- inspizierte die sagenhaften Rübenfelder von Schissomir,
- unterbrach die Fahrt, um den berühmten Kulkaker Füsiliern beim Manöver zuzusehen,
- und erwarb natürlich ein Kilochen Nägel in Oletzko.

Dem weiteren Vernehmen nach kehrte die Gesellschaft nach angemessener Zeit zurück und zerstreute sich mit der Versicherung, dass es angenehm sei, wenn man in der Fremde nicht allein sein muß.

Siegfried Lenz „So zärlich war Sulezken“

Msuische Geschichtn

Fischer Verlag GmbH

Frnkfurt am Main,

Jauar 1995

**Stanisław Butowski und sein Buch „Grüße aus
Poppelnicke oder ein Autorenleitfaden für Hinterpommern,
animi2 Verlag, Krakau 2020)**

von Grzegorz Supady

Ein Vermögen für diejenigen, die den Begriff Pomorze Tylne entschlüsseln können. Einerseits werden es wahrscheinlich die Liebhaber der Geschichte Pommerns sein, die diese Aufgabe bewältigen können, andererseits die in Toponomastik versierten Germanisten.

Die sind sich bestimmt dessen bewusst, dass irgendein Vorpommern seit der letzten Vereinigung Deutschlands in Symbiose mit Mecklenburg existiert.

Für den durchschnittlichen Bewohner Kaiserdeutschlands (sowie in späteren Zeiten) war die entlang der Südküste der Ostsee gelegene Landschaft mit einer gewissen Entfernung zu den kulturellen und zivilisatorischen Zentren verbunden, weshalb sie als etwas (oder sogar sehr) rückständig galt.

Stanisław Butowski, der Autor des Buches *Grüße aus Poppelnicke oder ein Autorenleitfaden für Hinterpommern*), verwendet diese historische Kategorie mit gewisser Vorliebe, vielleicht auch mit einem Hauch von Freude am eigenen Leiden.

Aber es passt ihm sehr gut, in gewisser Weise aufgrund des Fehlens einer anderen, leicht erkennbaren Bezeichnung der Gebiete, die irgendwo zwischen Stettin und Danzig liegen.

Es sei hier vermerkt, dass einst erfolglose Versuche unternommen wurden, eine Region namens Köslin beziehungsweise Zentralpommern ins Leben zu rufen. Demgemäß scheint der Begriff Hinterpommern unentbehrlich zu sein, da Westpommern, das übrigens zahlreiche Geheimnisse bergen soll, nicht einmal in diesem Buch vorkommt.

Butowskis Prosa trägt tatsächlich die Merkmale eines Reiseführers, der auf literarischste Weise die turbulente Geschichte eines gottvergessenen Fleckens der Erde näherbringt, der schon seit mehreren Jahrzehnten auf dem polnischen Territorium liegt.

Der Autor folgte einer bewährten Spur und grub Informationen über das fiktiv/reele Poppelnicke– weder eine Stadt noch ein Dorf – aus, einen Ort, der sich auf der Route befindet, wie der Autor es selbst anmerkte, die meist von Bergleuten bereist wurde, die aus Schlesien für einen Sommerurlaub in die an der Ostsee gelegenen Badeorte unterwegs waren.

Dieses einzigartige Gebiet, über das Butowski in einem herbfreundlichen Ton sinniert, hat eigentlich keine besonderen Attraktionen zu bieten, sein besonderer Wert bleibt vor allem die relativ unberührte Natur.

Doch nicht mit diesem Aspekt wollte der junge Prosaautor seine potenziellen Leser begeistern, sondern mit dem sogenannten Humankapital. Hier griff er nach verschiedenen Ereignissen, die vor 1945 stattfanden.

Er tat dies aus dem Bedürfnis, sich der oft unterschätzten Tatsache

bewusst zu werden, dass die Geschichte der Welt nicht nur eine Reihe fortwährender Konflikte, Kriege und Katastrophen usw. ist, sondern vor allem das sogenannte Alltagsleben.

Meistens wecken jedoch solche Themen wie das gewöhnliche Leben in einer deutschen Gemeinde namens Poppelnicke kein lebhaftes Interesse. Diesmal jedoch ist es dem Autor doch gelungen, eine gewisse Empathie für viele Figuren zu wecken, die einst in jenem pommerschen Kaff lebten. Denn hier starb mal vorzeitig die Mutter eines Kindes, jemand verlor seine junge Ehefrau, ein Anderer verunglückte tödlich in einem Flugzeug, das er selbst entworfen hatte. Und die Häuser anderer Menschen wurden von den angeschwollenen Wassern eines künstlich angelegten Stausees auf einem unauffälligen Fluss überflutet.

All diese Mini-Geschichten werden mit einer Art Zärtlichkeit erzählt. Nach vielen Jahrzehnten durch alte Chroniken und Zeitungen ans Licht gekommen, wecken sie einen Reflex der Neugier.

Meiner Meinung nach war es dank eines solchen Verfahrens möglich, ein bestimmtes Kontinuum in der jahrhundertealten Geschichte von Poppelnicke darzustellen. Natürlich war es unmöglich, die entscheidende Abfolge der Ereignisse für sie auszulassen, deren Entstehung Butowski auf lokaler Mikroskala darstellte.

In diesem Fall bezog er sich auf eine gerechtfertigte Suche nach den Ursachen der Katastrophe von 1945 in den verhängnisvollen Neigungen der lokalen Bevölkerung, die Hitler in ihrer Masse unterstützte. Zu den Einheimischen, die die Begeisterung für den

Führer nicht teilen, gehörte der Jurist August Hermann Nitz.

Daher musste er jedoch als politischer Gegner unter mysteriösen Umständen sterben, ertränkt mitten auf einem nahegelegenen See auf Befehl „des örtlichen Hitler, Kreth“.

Ein weiteres Opfer der Nazis war ein gewisser Nocciola, der aus Italien in diese Gegend gekommen war und als ausgezeichnete Reiter berühmt wurde, was den Neid eines Konkurrenten in derselben Gegend hervorrief. Nocciola wurde aus diesem Grund der Komplizenschaft beim Attentat auf Hitler in der Wolfschanze beschuldigt.

All diese Vorbedingungen tragen dazu bei, dass Butowski, nachdem er einige dieser Geschichten von seinen Mentoren und Mitgliedern seiner eigenen Familie erhalten hatte, eine recht objektive Haltung zu dem einnehmen konnte, was in diesen Gebieten als Folge der Frontkämpfe des Jahres 1945 geschah.

In diesem Zusammenhang ist es jedenfalls unklar, ob der Erzähler tatsächlich persönlich am Treffen der „Hinterpommerschen Landsmannschaft“ teilnahm, doch seine Darstellung dieses Ereignisses scheint sehr glaubwürdig zu sein.

Am nächsten steht sie wohl einer Vision der Deutschen selbst: Britta Wuttke zeigte so eine Zusammenkunft in ihrem Roman „Homunkulus z tryptyku“ (Homunkulus aus dem Triptychon), Siegfried Lenz tat es hingegen in seinem „Heimatmuseum“ („Muzeum ziemi ojczystej“).

Butowski verbirgt seine tiefe Distanz zum Stil und Inhalt der auf diesem Kongress dargebotenen, angeblich „ewigen Wahrheiten“ nicht.

Gleichzeitig gelang es ihm, die Aussage eines der Teilnehmer hervorzuheben, der die aktuelle Sachlage der ehemaligen Bewohner Hinterpommerns etwas nüchterner betrachtete:

Meine Damen und Herren, Sie wiederholen die Parolen über die Wiedervereinigung der Heimat mit unserem Land, aber Sie wissen es genau, dass dies ein Luftschloss ist.

Man trauert um die zerstörten Gebäude, aber es ist nichts Überraschendes daran, dass sie verfallen. Niemand kümmert sich um sie, deshalb verfallen sie. [...]

Warum?

Um diese Frage zu beantworten, müssen wir unsere Perspektive ändern. Es ist eine schwierige Veränderung, denn je mehr für die Heimat gerufen wird, desto mehr wird die Wahrheit verschleiert.

Aber es gibt eine Wahrheit: dass wir selbst verflucht sind, dass Hinterpommern verflucht ist und dass wir nicht sterben können, nachdem wir Frieden gefunden haben.

Es ist unser Schicksal, zu verrotten und zu zerfallen, bis irgendwo erkannt wird, dass wir es endlich abgeüßt haben (S. 222).

Doch selbst eine solch selbstkritische Erklärung kann bei vielen Beobachtern einen Reflex der Entmutigung gegenüber allem hervorrufen, was mit deutschen Angelegenheiten zu tun hat. Glücklicherweise lief es im Fall von Butowski anders.

Im Buch präsentierte er nicht nur kurz die jahrhundertealte Geschichte von Poppelnicke unter dem Zepter der Hohenzollern, sondern bewies auch, dass ihn verschiedene Details und Artefakte äußerst faszinierten, die von anderen Menschen meist mit Widerwillen behandelt wurden.

Diese waren beispielsweise nicht selten geneigt, Drucke in Frakturschrift zu zerstören, selbst wenn es sich um polnischsprachige Hymnen und Kalender für Masuren handelte. Sie entfernten auch systematisch Emporen aus den ehemals protestantischen Kirchen oder zerstörten mit verwirrtem Eifer alte Friedhöfe, um dadurch Platz für Erholungsgebiete zu schaffen.

Der Protagonist des Buches, Wojciech, aller Wahrscheinlichkeit nach ein *Alter Ego* des Autors, ist hingegen begeistert von alten Schriften und Typografien deutscher Herkunft. Er weiß etwa, was die von Ludwig Sütterlin geschaffene Schriftart und was *die Palatino Linotype-Schriftart* von Hermann Zapf sind.

Schließlich weiß der Erzähler, warum das Wort „Hochwald“ eine andere Bedeutung und völlig andere Kollokationen hat als sein polnisches Pendant „las wysokopienny“.

Es scheint auch, dass er dank seiner Aufnahme in dieses Fachwissen zu jenen Menschen gehörte, die der Wahrnehmung von Sentimentalität und Romantik nach deutschem Geschmack nahestehen.

Und obwohl er offen darüber spottet, dass die ehemaligen Bewohner der nun polnischen Gebiete manchmal das schwer fassba-

re und undefinierbare „Heimatextrakt“ erwerben wollen, scheint er sie am Ende ein wenig zu verstehen.

Nach der Lektüre des Buches von Butowski kam mir eine Szene wieder in den Sinn, die vor mehreren Jahrzehnten, wahrscheinlich in der polnischen Filmchronik, festgehalten wurde.

Sie zeigte ein im hinter pommerschen Bobolitz (Bobolice) errichtetes Kartoffeldenkmal. Damals wurde es als einzigartige Leistung der örtlichen staatlich geführten Landwirtschaftshofs präsentiert, der den Anbau dieser nahrhaften Gemüsesorte in großem Maßstab förderte. Es stellte sich heraus, dass die Kartoffelkultur in dieser Region viel älter ist und zudem von Mitgliedern des pommerschen Landadels als fast epochaler Beitrag der Deutschen zur Geschichte des menschlichen Überlebens mythologisiert wurde!

An diesem Ansatz muss noch etwas zu sagen gewesen sein: Die Eröffnungsszenen von Grass' „Blechtrommel“ spielen ja auf einem Kartoffelfeld. So oder so wurde das Bild eines etwas grotesken Denkmals für die Bobolitz-Kartoffel dank Butowskis suggestiver Beschreibung vor meinen Augen lebendig.

Der junge Verfasser hat das Objekt seiner Untersuchungen so geschickt, effektiv und glaubwürdig getarnt, dass man zu Beginn seines Romans von der tatsächlichen Existenz von Poppelnicke in Pommern überzeugt werden kann.

Letztendlich wollte der Autor aber, dass wir es doch herausfinden, dass es „sein“ Bobolitz war.

Wichtig ist dabei, dass einer der verlässlichen Hinweise auf die Enttarnung dieses Dorfes zum ehemaligen Patron der örtlichen Kirche führt, und zwar Johannes dem Täufer.

Im letzten Teil seines Buches sprach Butowski ein grundlegendes Thema für seine Überlegungen an:

Die Frage, mit der wir den Leser zurücklassen, lautet: Ist Pomorze Tylne mit Hinterpommern gleichzusetzen? Mit anderen Worten: Drücken die polnischen und deutschen Beschreibungen dieses Ortes dasselbe aus? Anders ausgedrückt: Erleben ein Pole und ein Deutscher hier dasselbe? (S. 249)

Die Antwort auf eine solche Frage scheint offensichtlich zu sein, aber jeder müsste sie einzeln geben. Dazu können Sie zunächst einen literarischen Leitfaden lesen, der zugleich ein Debütroman von Stanisław Butowski ist.

Nicht unverhofft

Denke ich an dich oft
Wie wir uns unterhalten
Unsere kurze Zeit gestalten

Mit unseren Händen
Die uns die Wärme spenden
Wenn sie sich gegenseitig berühren
Sie wissen wohin ihre Wege sie führen

Wenn sie ans Ziel gelangen
Streichle ich mit meinen deine Wangen
So ungefähr kann ich mir jeden Abend vorstellen
Es wäre schön Träume ließen sich so einfach bestellen

Was machst du gerade

Auf welchem gehst du Pfade
Schläfst du noch oder wirst eben wach
Ob der nächste Morgen bei dir schon anbrach

Ich kann es vermuten
Mein Herz muss bluten
Verzeih freuen soll es sich
Wenn es gut bestellt ist um dich

Du Quelle der Inspiration
Als die Weiblichkeit in Person
Die Empfängerin meiner Verszeilen
Nur poetisch darf ich bei dir kurz weilen

Stefan Pioskowik, März 2026

2 Millionen Euro für den Polnischunterricht in Deutschland –

Zusammenarbeit zwischen dem Kompetenz- und Koordinationszentrum Polnisch und dem Institut für die Entwicklung der Polnischen Sprache um ein weiteres Jahr verlängert

von Arkadiusz Łuba

ANMODERATION:

Ende März diskutierten in St. Marienthal (Ostritz) Fachfrauen und -Männer für Polnisch als Fremdsprache über die Weiterentwicklung der Lehrqualitäten für den außerschulischen Polnischunterricht in Deutschland.

Der Anlass war das frischherausgegebene *Rahmencurriculum für das Sprach- und Kulturlehre Polnisch im Ausland*, das von einem Expertenteam des Instituts für die Entwicklung der Polnischen Sprache aus Warschau herausgearbeitet wurde, und der Erhalt von 2 Millionen Euro aus den Bundesmitteln für den außerschulischen Polnischunterricht in Deutschland. Im Rahmen des Fachforums wurde die Zusammenarbeit zwischendem Kompetenz- und Koordinationszentrum Polnisch und dem Institut um ein weiteres Jahr verlängert.

Der Vorstandsvorsitzender der Stiftung Internationales Begegnungszentrum St. Marienthal, also der Trägerin des Kompetenz- und Koordinationszentrums Polnisch, kurz KoKoPol, Gre-

gor Schaaf-Schuchardt, sprach von einem „nächsten historischen Schritt für die Entwicklung der polnischen Sprache in Deutschland“:

„Die Zusammenarbeit für die Entwicklung der polnischen Sprache hier in Deutschland begeht tatkräftig den nächsten Schritt, insbesondere durch die Verfügung des Rahmenabkommens für die polnische Sprache, was uns jetzt vorliegt und mit guter Unterstützung in Deutschland fruchtbar ankommen und sich weiterentwickeln kann. In Marienthal hat es sich durchaus etabliert für uns, dass wir ganz bewusst sagen, dass wir hier einen Standort haben, der ein guter Ort für die polnische Sprache ist. Hier kommen Menschen zusammen, treffen sich, um das Polnische in Deutschland voranzutreiben, gemeinsam weiterzuentwickeln und in die Zukunft und damit letztendlich auch in die Aufmerksamkeit einer größeren Bevölkerung zu bringen.“

Schaaf-Schuchardt meinte damit die Erneuerung und Bekräftigung des Rahmenabkommens für die Zusammenarbeit zwischen dem KoKoPol und dem Institut für die Entwicklung der Polnischen Sprache, das voranderthalb Jahren geschlossen worden ist.

Über 50 Lehrkräfte für Polnisch in Deutschland sind zu den Feierlichkeiten eingereist. Sie nahmen zugleich am zweitägigen Fachforum „Außerschulischer Polnischunterricht“ teil.

Dabei wurde das „Rahmencurriculum für das Sprach- und Kulturlehre Polnisch im Ausland“ vorgestellt und diskutiert.

An dem Dokument hatte zuvor ein Expertenteam des Instituts für die Entwicklung der Polnischen Sprache aus Warschau ein ganzes Jahr gearbeitet. Die Information, dass KoKoPol zwei Millionen Euro aus den Bundesmitteln für den außerschulischen Polnischun-

terricht in Deutschland 2026 erhalten hatte, krönte und beflügelte die Stimmung dieser Tage.

„Ein Rahmencurriculum, wo wir ganz genau beschreiben, auf welche Art und Weise soll Polnisch als Herkunftssprache modern unterrichtet werden. Und das ist auch eine Strategie, die die ganze Organisation des Polnischunterrichts als Herkunftssprache in der Welt skizziert und betont, was wichtig ist, um alle Ziele zu erreichen und Polen als ein modernes Land zu präsentieren“, sagt Professor Przemysław Gębal, der das Experten-Team des Instituts leitete.

Bislang basierte die Ausrichtung des Bildungsangebots für Polnisch im Ausland auf den Richtlinien, die für Bildungseinrichtungen erstellt wurden, die dem Zentrum für die Entwicklung der Polonia-Bildung ORPEG angegliedert sind. Ein Dokument, das auch andere Formen und Formate des Polnisch-Unterrichts berücksichtigt – etwa Samstags- oder Ergänzungsschulen –, fehlte bislang.

Das „Rahmencurriculum für das Sprach- und Kulturlehre Polnisch im Ausland“ stellt daher den ersten Versuch dar, ein universelles didaktisches Instrument zu schaffen, das den Gegebenheiten und Anforderungen von Auslandsschulen gerecht wird und die Professionalisierung des Unterrichts Polnisch als Herkunfts- und Fremdsprache unterstützt.

Die Rahmen enthalten ein kohärentes Konzept, das eine Sammlung konkreter programmatischer, didaktischer und methodischer Lösungen umfasst, die für die Organisation und Durchführung des Unterrichtsprozesses erforderlich sind. Sie können bei der Planung des Unterrichts, der Erstellung von Lehrplänen, der Auswahl von

Lehrmaterialien sowie bei der Bewertung der Lernergebnisse verwendet werden.

„Dank dieser Vereinbarung haben wir eine formale Grundlage, um Informationen auszutauschen – vor allem darüber, was KoKoPol und das Institut jeweils fördern und in welchem Umfang“, sagt Dr. Izabela Siekierska-Rosiak, Leiterin des Departements für Strategie und internationale Zusammenarbeit im Institut für die Entwicklung der Polnischen Sprache in Warschau: „Die Idee ist, dass wir uns bei dieser Förderung besser ergänzen und gemeinsam beeinflussen, wie der Polnischunterricht in Deutschland weiterentwickelt wird. Das Rahmencurriculum und die Lehrbücher sind für uns ein Schritt hin, um da mehr Ordnung reinzubringen und Polnisch als Fremdsprache systematischer zu denken. Also in einer ähnlichen Form, wie Deutsch oder Spanisch weltweit unterrichtet werden. Natürlich ist uns bewusst, dass die Dimensionen ganz andere sind. Aber wir möchten, dass sich auch hier langfristig tragfähige, systematische Lösungen etablieren.“

Bildung ist in Deutschland Ländersache. Mit 16 Bundesländern gibt es keine einheitliche Bildungspolitik in Deutschland. Möglichkeiten zum systematischen Erlernen der polnischen Sprache hierzulande sind vorhanden, allerdings sind diese in jedem Bundesland unterschiedlich.

Dies hat im Auftrag von KoKoPol die Sprachwissenschaftlerin, Dr. Anna Mróz, untersucht: „In manchen Bundesländern ist das Konzept zur Förderung der Mehrsprachigkeit in einem Schulgesetz verankert, in manchen Bundesländern im Mehrsprachigkeitskonzept oder in Landesregierungsverordnungen, oder manche

Bundesländer haben gar keine Lösungsansätze zu diesem Thema. Das macht die Sache kompliziert, denn diese Lösungen sind wenig bekannt. Sie bleiben auf der rechtlichen Ebene und in manchen Ländern werden sie richtig gut implementiert. In manchen bleiben sie einfach schriftlich verankert, aber ganz wenig passiert in der Umsetzung. Sie bleiben einfach auf der Strecke.“

Am intensivsten haben sich damit Nordrhein-Westfalen, Niedersachsen, Hamburg und Brandenburg auseinandergesetzt und die Frage des Herkunftssprachenunterrichts in ihre schulischen Rechtsgrundlagen verankert.

Wie sieht es in der Praxis aus? – Die Polnisch-Lehrkräfte im außerschulischen Bereich arbeiten unter ganz besonderen Bedingungen– etwa mit mehrstufigen Gruppen, mit Unterricht am Nachmittag oder mit freiwilliger Teilnahme. Auch die Situation der Schülerinnen und Schüler ist eine andere. Da spielen familiäre und biografische Aspekte oft eine viel größere Rolle als im regulären Schulunterricht, umgeben von einer multikulturellen Gesellschaft noch dazu. All das erfordert angepasste didaktische Ansätze. Und genau hier setzt das neue Rahmencurriculum an: Es schlägt ein Modell für den Polnischunterricht vor, das diese Besonderheiten berücksichtigt.

Doch der außerschulische Polnischunterricht in Deutschland braucht weiter professionalisiert zu werden. Nötig ist auch eine Anpassung des neuen Rahmencurriculums, meint Dr. Barbara Stolarczyk, Leiterin des Herkunftssprachenzentrum Slawische Sprachen an der Technischen Universität Darmstadt und Mitglied in der Bundesvereinigung der Polnischlehrkräfte mit Sitz in Berlin: „Was mir

jetzt so vorschwebt, das ist auf jeden Fall die Anpassung an Rahmencurricula in der deutschen Schule. Das heißt also, wir haben hier mit Lernenden, die mehrsprachig und interkulturell aufwachsen, die dann aber hauptsächlich die deutsche Schule besuchen. Und um sie dann als ein Individuum betrachten zu können, dann wäre es wirklich sinnvoll und sehr wichtig, wenn man dann ja auch die Inhalte von Rahmen für den Polnischunterricht mit den Inhalten in der deutschen Schule miteinander verzahnt und dann ja auch noch mal darauf eingeht, was im Deutschunterricht in der deutschen Schule, aber dann ja auch in anderen Fächern wie Mathematik oder Physik und dann ja auch in anderen Fremdsprachen, dann ja auch noch Mal miteinander verzahnt und für den mehr kulturellen und mehrsprachigen Lernenden dann ja auch macht.“

Mit dem Fachforum „Außerschulischer Polnischunterricht“ sind dazu wichtige Schritte gemacht worden.



Renate Marsch – Potocka

21.06.1935 – 21.01.2026

Foto: <https://dzieje.pl/>

07.marca odbyły uroczystości pogrzebowe Zmarłej

Renate Marsch-Potockiej.

Słowa pożegnania wygłosił ks. Paweł Hause Biskup Diecezji Mazurskiej Kościoła Ewangelicko-Augsburskiego.

„Renate Marsch zobaczyłem po raz pierwszy w telewizji w programie „Bliżej świata”. Dzięki TV i relacjom zagranicznych korespondentów, zanim nastąpiła era internetu, byliśmy bliżej świata.

Oglądaliśmy trochę inny świat, zagraniczny, bogatszy, bardziej kolorowy, ciekawszy, inny. Weselszy, mądrzejszy, egzotyczny. Były to pierwsze powiewy wolności. Bo wraz z otwarciem na świat zaczynaliśmy bardziej krytycznie patrzeć na ten nasz siermiężny, komunistyczny, zniewolony i szary.

Jedną z tych osób, która przybliżała nam świat zachodu była Renate Marsch. Większość z nas kojarzą ją jako korespondentkę z Warszawy, relacjonującą m.in. wydarzenia stanu wojennego w

PRL, czy z konferencji prasowych Jerzego Urbana.

Była moderatorką programu, w którym patrzyliśmy na nasz świat oczyma zagranicznych dziennikarzy. Jej niezwykła otwartość i poczucie humoru uczyły nas innego spojrzenia na rzeczywistość.

(Przed 20 laty zaprosiła do Gałkowa grupę młodych polskich i niemieckich dziennikarzy oraz mnie i katolickiego duchownego z Ukty. Okazało się wtedy, że relacje ekumeniczne są jeszcze trudniejsze wewnątrz w Polsce niż same stosunki polsko niemieckie, nawet wśród młodego pokolenia. Różna mentalność katolików i ewangelików. Rysująca się już wtedy polaryzacja polityczna naszego społeczeństwa. Różne patrzenie na Europę i Świat.

Nie przestawała jednak angażować się w te kontakty.)

Wspierała dzieło swej poprzedniczki, również dziennikarki, pisarki, legendy Prus Wschodnich, hrabiny Marion von Doenhoff. Prowadziła zbiórki na rzecz młodzieży ze szkoły imienia Marion Doenhoff w Mikołajkach, wspierając polsko – niemiecką wymianę młodzieży.

Później spotykaliśmy się w Gałkowie, dawnej leśniczówce ze Sztynortu podczas oprowadzania przez nią grup niemieckojęzycznych turystów, w założonym przez Nią salonie Grafiny Marion Doenhoff.

Rozmowy z Nią były zawsze ubogacające. Otwarcie krytykowała dyktatorskie zapędy rządzących i zwykłą ludzką głupotę czy

małostkowość, z pasją, jaka towarzyszyła jej, gdy była aktywną dziennikarką.

Na przekór antyniemieckiej propagandzie w Polsce i antypolskiej w Niemczech, budowała mosty pomiędzy naszymi narodami. Uczyła nas wzajemnego szacunku i tolerancji. Zbudowała trwałą pomnik Marion Doenhoff, sama stając się postacią, która podjęła jej dzieło przezwyciężania uprzedzeń, stereotypów, wrogości.

Przypominała życiorys hrabiny opowiadając o jej zaangażowaniu w pojednanie polsko niemieckie, którego stała się kontynuatorką i najlepszą ambasadorką. „Kochać – nie posiadając” stało się mottem bezinteresownej miłości do ludzi, którzy zamieszkali w miejscu, gdzie inni utracili swój majątek.

Tak jak Marion Doenhoff u boku Willy Brandta, tak Renate Marsch u boku nas wszystkich, nieustrudzenie uczyła nas tolerancji i miłości. Z dumą łączyła polskie i niemieckie skrzydło swej rodziny. Dumna ze swego Syna. Cieszyła się, że mogła osiąść na pięknych Mazurach.

Pożegnana w najpiękniejszym kościele ewangelickim w Sorkwytach u źródeł Krutyni, spocznie tu w tym miejscu, z którym była tak bardzo związana. Gałkowo, które znaczyło dla niej wiele, jest też miejscem jej ostatniego spoczynku.

Choroba kazała jej usunąć się w cień, zaopiekowana, żyła przez ostatnie lata w swoim świecie, aż Bóg zawołał ją do Siebie.

Bliżej innego świata. Bliżej świata aniołów i duchów, tęsknot i pragnień, wspomnień i nostalgii, refleksji.

W gronie najbliższych. Pogodzona z losem. Pan powiedział; „wracajcie synowie ludzcy”. A nasz Zbawiciel dodaje: „W domu Ojca mego wiele jest mieszkań”.

Teraz jest już w tym, najlepszym ze światów. Jest w Bożym ręku, w ojczyźnie zbawionych. Będziemy wspominać ją z uśmiechem i głęboką wdzięcznością.

Bo świat, który nam pokazywała, pozostanie w naszych sercach i w naszej pamięci.

Mogąc mieszkać w Niemczech albo w Warszawie, wybrała świat mazurskich lasów i jezior z jego historią i nowymi mieszkańcami. Ten świat stał się jej miejscem do życia.

Wspomnę więc na koniec słowa jej ukochanej Marion Doenhoff: „I nagle rozumiemy wszystko: nasze życie, nasz byt. I pojawia się głęboka wdzięczność za to, że to jest moja Ojczyzna”.

100. rocznica urodzin Siegfrieda Lenza

Z okazji 100. urodzin Siegfrieda Lenza w mediach niemieckich i polskich pojawiło się bardzo dużo artykułów, filmów, wspomnień..

Siegfried Lenz gościł na łamach „Masurische Storchenpost” prawie w każdym numerze. Czytelniczki i czytelnicy mieli okazję poznać wszystkie mazurskie historie z z tomu „Słodkie Sulejki”. O jego twórczości rozmawialiśmy podczas seminariów w ramach naszych Letnich Spotkań Stowarzyszenia Mazurskiego. Byliśmy także obecni w Ełku, 18 października 2011 roku, gdy otrzymał tytuł: „Honorowy obywatel Ełku”.

Przypominamy sprawozdanie z tej uroczystości i 13. Mazurską historię: „Wyprawa do Olecka”.

Po 68 latach

Siegfried Lenz odwiedził swoje miasto rodzinne Ełk

Siegfried Lenz nigdy nie zapomniał o swoich mazurskich korzeniach

Miasto Ełk starannie przygotowało się do tego spotkania. Wydrukowano dwujęzyczne ulotki informacyjne o życiu i twórczości autora.

Spotkanie z Siegfriedem Lenzem odbyło się w sali teatralnej Domu Kultury. Pisarz został powitany entuzjastycznymi brawami przez stojącą publiczność.

W pierwszej części spotkania referaty wygłosili dr Rafał Żytyniec z Centrum Badań Historycznych PAN, Michał Olszewski z „Tygodnika Powszechnego” oraz Adam Krzemiński z tygodnika „Polityka”.

W swoich przemówieniach wszyscy trzej nawiązywali do swoich wspomnień z własnej młodości. Najczęściej mówili o tym, kiedy i jak po raz pierwszy zetknęli się z twórczością Siegfrieda Lenza. Wspominali swoich nauczycieli, którzy ofiarowali uczniom polskie tłumaczenie jego powieści „Heimattmuseum” (Muzeum ziemi ojczystej). Krzemiński wspominał lekturę „Słodkie Sulejki” podczas spływu kajakowego po Mazurach.

Siegfried Lenz w swoim przemówieniu dzielił się także wspomnieniami z młodości: dzieciństwo i młodość, doświadczenia wojenne: krótka służba wojskowa, dezercja z niemieckiej marynarki wojennej i nocna ucieczka przez Danię do Niemiec, pierwsze lata powojennego życia w Niemczech, praca w redakcji dziennika „Die Welt” i pierwsze publikacje książkowe.

Wspomniano również rok 1970: podpisanie „Układu między Republiką Federalną Niemiec a Polską Rzeczpospolitą Ludową o podstawie normalizacji wzajemnych stosunków”.

Dwaj pisarze, Günter Grass i Siegfried Lenz, byli obecni podczas podpisania traktatu przez kanclerza Willy’ego Brandta w Warszawie. Wielu Niemców, zwłaszcza uchodźców i wypędzonych, krytykowało pisarzy, argumentując, że ich obecność skutecznie usankcjonowała uznanie nienaruszalności zachodniej granicy

Polski. Lenz, który wówczas otrzymywał listy z czarną obwódką żalobną, wyjaśnił:

„Nie ma wątpliwości, że utrata terytoriów nie została zakończona w dniu podpisania traktatu. Straciliśmy kraj w momencie podjęcia decyzji o wojnie”.

Ambasador Republiki Federalnej Niemiec w Polsce, Rüdiger Freiherr von Fritsch, w swoim przemówieniu nawiązał do wydarzeń z grudnia 1970 roku, podkreślając, że pisarze mają prawo nie tylko wspierać i wyjaśniać działania polityków, ale także inspirować ich i zachęcać do kontynuowania już podjętych działań. Twórczość Siegfrieda Lenza odegrała właśnie taką rolę.

Podczas uroczystej ceremonii Prezydent Ełku, Tomasz Andrukiewicz nadał Siegfriedowi Lenzowi honorowe obywatelstwo miasta Ełku. Podziękował pisarzowi za to, że nigdy nie wyparł się swoich mazurskich korzeni.

Pisarz otrzymał z rąk Jarosława Słomy, wicemarszałka województwa warmińsko-mazurskiego, „Odznakę Honorową za Szczególne Zasługi dla Województwa Warmińsko-Mazurskiego”.

Wicemarszałek podziękował Lenzowi za jego twórczość literacką, która jest doceniana również przez nowych mieszkańców Mazur, którzy w latach powojennych tu zamieszkali. i ułatwia im poczuć się tam jak w domu.

„Złote Laury” Uniwersytetu Warmińsko-Mazurskiego zostały wręczone wybitnemu Mazurowi przez rektora uczelni, prof. dr Józefa Górniewicza.

Nagrodę Jubileuszową Towarzystwa Kulturalnego „Borussia” wręczyła Siegfriedowi Lenzowi przewodnicząca stowarzyszenia, Beata Samojtowicz.

Stowarzyszenie „Borussia” również starannie przygotowało się do spotkania z Lenzem. Z tej okazji wznowiło polskie wydanie jego słynnej książki „Heimatmuseum” („Muzeum ziemi ojczystej”) oraz 48. numer czasopisma „Borussia. Kultura. Historia. Literatura”, poświęcony pisarzowi.

W dniu wizyty autora Stowarzyszenie zorganizowało kiermasz książek w Lyck.

Uroczystości towarzyszył koncert fortepianowy w wykonaniu Emiliana Mankiewicza i Katarzyny Makal-Żmudy.

Tadeusz Willan

18. październik 2011

Tłum. B.W.

„Słodkie Sulejki”

Siegfried Lenz nazwał te opowiesci
„Małym odkrywaniem mazurskiej duszy”.

Trzynasta z mazurskich historii:

Miło jest, kiedy człowiek nie jedzie sam w obce strony.

Wyprawa do Olecka

CZĘSTO BYWA, MILI PAŃSTWO, że brak jakiejś drobnej rzeczy może już stać się przyczyną do odbycia podróży – na przykład brakuje jakiegoś tam kilo gwoździ.

Tym to właśnie brakiem dotknięty poczuł się w Sulejkach pewien człowiek nazwiskiem Amadeusz Loch, którego inwentarz rozciągał się w bezpośredniej bliskości Goronziej Gora.

Aby więc mieć pod dostatkiem gwoździ do budowy szopy, udał się rzeczony Loch pewnego dnia do swojej żony i odezwał się mniej więcej tak:

– Moja żonko – powiedział – okazało się, że brakuje kilo gwoździ. Będzie więc konieczna podróż do Olecka. Żeby zaś ta podróż była miła, mogłabyś właściwie też pojechać. Przygotowania są takie same, a skoro już trzeba udać się w obce strony, powinno się baczyć na to, żeby nie być samemu.

Tak powiedział Amadeusz Loch i wyszedł, a kiedy już wyszedł, żona jego, z domu Popp, poustawiała na przypiecku wszystko, co było potrzebne do podróży.

Co się tyczy jedzenia, to na przypiecku można było zauważyć takie mniej więcej wiktuały: słoninę, podpłomyki, kiszzone ogórki, garnek kapusty, suszone gruszki, koszyk jaj, smażone ryby, cebulę, okrągły chleb i pieczonego królika.

Następnie, w czasie kiedy Amadeusz sposobił furmankę, jego żona wyciągnęła grubą kapotę, kalosze, derki, chusty i ciepłe zarękawki. A kiedy już wygrzebała swoje cztery spódnice, pobiegła do swego brata, Paula Poppa, i tak powiedziała:

– Brak kilograma gwoździ zmusza Amadeusza i mnie do wyjazdu w obce strony. Jutro albo pojutrze musimy jechać do Olecka. Jeśli

już jednak wypadnie jechać w obce strony, trzeba baczyć na to, żeby nie być samemu.

A że nie potrafię obyc się bez was, byłoby miło, gdybyście pojechali z nami. Łatwiej bym ją wtedy zniosła, tę podróż.

Po czym oddaliła się, a po krótkiej naradzie zaczęły się przygotowania do podróży w obejściu Poppów: otwarto zaprawy, przyzyskowano solone mięso, usmażono śledzie, zabito i ugotowano koguta, upieczono chleb, wykończono w pośpiechu parę wełnianych skarpet na drutach, dalej, podkuto na nowo konie, naprawiono uprzęż oraz przedłużono linkę podwórzowemu psu.

A kiedy już najniezbędniejsze przygotowania zostały poczynione, Paul Popp osobiście pośpieszył do swego szwagra, Adolfa Abromeita, który, jak sobie przypominacie, niczym więcej w życiu się nie wykazał prócz dwojga wielkich różowych uszu.

I tak do niego powiedział:

– Los chce, że musimy udać się w podróż w obce strony. A jak wiadomo, Adolfe Abromeicie, jeszcze nikt nie czuł się dobrze na obczyźnie, począwszy od kotów, a skończywszy na siwkach. Dobrze by zatem było, gdybyś zaprzął i nam towarzyszył. Podróż byłaby wtedy nieco znośniejsza.

Adolf Abromeit, ten wiecznie jakby spłoszony chłopina, popędził z piwnicy na strych, ze strychu do szopy, z szopy do stajni i do kuchni, a kiedy już wszystko mniej więcej pozbierał do kupy, pognął przez pola do swojego wuja, listonosza Hugona Zappki, i oznajmił:

– Stało się nieszczęście. Po prostu katastrofa. Musimy udać się w podróż w obce strony, do Olecka. I nie możemy obyć się bez ciebie, wujaszku. Już choćby wedle kotów i siwków.

Po czym już biegł z powrotem.

A Hugo Zappka, listonosz, uporządkował i związał w pęczek nadeszłą pocztę, zestawiał coś w rodzaju bilansu, usiadł i napisał swój testament.

Potem przyszykował wszystko do podróży i odwiedził mojego dziadka, Hamilkara Schassa, ten mojego stryja, Kukułkę, Kukułka Ludwika Karnickla, Karnickel Urmoneitów – i tak stopniowo całe Sulejki z godną podziwu naturalną oczywistością były gotowe towarzyszyć jednemu ze swoich ziomków w obce strony.

Jaka zaś ta cała wyprawa była okazała, można ocenić, jeśli powiem, że kiedy furmanka Amadeusza Locha była prawie pod Striegeldorfem, jadący na ostatku mrukowaty Bond dopiero ruszał z Sulejek.

Tak więc wyjechali, a podług tego, co słyszano, miało się w czasie tej jazdy – prócz wielu innych rzeczy - wydarzyć, co następuje:

1. urodziło się dwoje dzieci,
2. stary Logau zgubił swoją drewnianą nogę,
3. między szewcem Karolem Kukułką i rybakiem rzeczonym
Walentym Zoppkiem wybuchł spór,
4. drwal Gritzan raczył wyrzec dwa pełne zdania,
5. dalej wypatrzono dzikiego tura, który wszelako później okazał się krową,

6. przeprowadzono inspekcję na legendarnych polach
buraczanych Schissomiru,
7. zrobiono przerwę w podróży, aby przyjrzeć się kulkaskim fizy-
lierom na manewrach,
no i oczywiście nabyto kilo gwoździ w Olecku.

A według tego, co dalej wiadomo, towarzystwo w stosownym czasie wróciło do Sulejek i rozeszło się z zapewnieniami, że miło jest, kiedy człowiek nie jedzie sam w obce strony.

„Słodkie Sulejki”

Borussia 2013

Tłumaczenie z języka niemieckiego:

Marianna Świętek

Grzegorz Supady

Pocztówka z Pomorza Tylnego.

Stanisław Butowski, *Pozdrowienia z Popielnika albo autorski przewodnik po Pomorzu Tylnym*, Wydawnictwo animi2, Kraków 2020

Konia z rzędem temu, kto jest w stanie rozszyfrować termin Pomorze Tylnie. Prawdopodobnie będą wstanie sprostować temu zadaniu z jednej strony miłośnicy historii Pomorza jako takiego, z drugiej zaś bardziej biegli w toponomastyce germaniści, świadomi tego, że skoro od ostatniego zjednoczenia Niemiec w symbiozie z Meklemburgią istnieje Vorpommern (Pomorze Przednie), to zrozumiałym staje się funkcjonowanie (obecnie lub w przeszłości) jakiegoś Hinterpommern, czyli właśnie Pomorza Tylnego.

Przeciwnemu mieszkańcowi Niemiec kajzerowskich, a także w czasach późniejszych, kraina rozciągająca się wzdłuż południowych wybrzeży Bałtyku kojarzyła się z pewnym oddaleniem od centrów kulturalno-cywilizacyjnych, przez co była uważana za nieco (lub nawet bardzo) zacofaną.

Stanisław Butowski, autor książki *Pozdrowienia z Popielnika albo autorski przewodnik po Pomorzu Tylnym*, posługuje się tą historyczną kategorią z pewnym upodobaniem, być może też z odrobiną masochizmu. Ale pasuje mu ona bardzo, ponieważ z braku jakiegoś innego, łatwo rozpoznawalnego oznaczenia terenów położonych gdzieś pomiędzy Szczecinem a Gdańskiem. Swego czasu bezskutecznie próbowano stworzyć region o nazwie Koszalińskie, do tej pory nie udało się też ustanowienie tworu na mapie kraju o nazwie Pomorze Środkowe. A zatem nieodzownym

zdaje się być Pomorze Tylne, albowiem Zachodniopomorskie nie pojawia się w tej tchnącej licznymi tajemnicami książce ani razu.

Rzeczywiście, proza Butowskiego nosi cechy bedekera, przybliżającego w możliwie literacki sposób burzliwe dzieje zapomnianego przez Boga i ludzi miejsca, które, co może nie wszyscy zdążyli dostrzec, od kilkudziesięciu lat znajduje się na terytorium Polski.

Autor podążył sprawdzonym tropem i dokopał się informacji dotyczących fikcyjnego Popielnika, ni to miasteczka, ni to wsi, miejsca położonego na trasie, jak zauważył sam autor, pokonywanej najczęściej przez górników, udających się ze Śląska na letni wypoczynek do nadbałtyckich kąpielisk.

Okolica, o której w tonie cierpko-przyjaznym pisze Butowski, nie ma do zaoferowania jakichś szczególnych atrakcji, jej szczególnym walorem nadal pozostaje wyjątkowy krajobraz i w miarę niezdegradowane walory przyrodnicze. Ale nie tym aspektem młody prozaik i zapragnął zainteresować swych potencjalnych czytelników, lecz tak zwanym kapitałem ludzkim.

I tu sięgnął do różnych epizodów, jakie wydarzyły się przed rokiem 1945. Uczynił to z potrzeby uświadomienia często niedocenianego faktu, że dzieje świata to nie tylko seria nieustannych konfliktów, wojen, klęsk i katastrof etc., ale przede wszystkim tzw. zwykłe życie.

Najczęściej jednak wątki przedstawiające codzienność społeczności niemieckiej, zwłaszcza w tak małej miejscowości, jaką był i jest nadal Popielnik, nie budzą żywszego zainteresowania. Tym razem autorowi udało się jednak chyba nawet wzbudzić pewną empatię do niejednej postaci zamieszkałej niegdyś w Poppelnicke in Pommern. Albowiem to tu jakimś dziecku odumarała przedwcześnie matka, komuś innemu młoda żona, jeszcze ktoś inny zginął podczas lotu samolotem własnej konstrukcji, domostwa jeszcze innych osób zostały zalane przez wezbrane wody sztucznie utworzonego zbiornika na niepozornych rozmiarów rzeczce.

Wszystkie te mini historie opowiedziane są ze swego rodzaju czułością, a wydobyte na światło dzienne po wielu dziesięcioleciach ze starych kronik i gazet wzbudzają odruch zaciekawienia. W moim przekonaniu dzięki takiemu zabiegowi udało się przedstawić pewne *continuum* w wielowiekowej historii popielnickich okolic.

Oczywiście nie można było pominąć decydującego dla nich ciągu wydarzeń, których genezę Butowski przedstawił w lokalnej mikroskali. Odwołał się w tym przypadku do zasadnego poszukiwania przyczyn katastrofy 1945 w takich, a nie innych inklinacjach miejscowej ludności, która w swojej masie popierała Hitlera.

Wśród tych miejscowych, którzy nie podzielali entuzjazmu do Führera, znajdował się adwokat August Hermann Nitz. Dlatego jako przeciwnik polityczny musiał zginąć w tajemniczych okolicznościach, utopiony na środku pobliskiego jeziora z rozkazu „miejscowego Hitlera, Kretha”.

Inną ofiarą nazistów stał się przybyły w te strony z Włoch niejaki Nocchiola, który zasłynął jako znakomity jeździec, czym wzbu-
dzał zazdrość u działającego na tym samym terenie konkurenta.
Nocchioli zarzucono współudział w dokonanym w Wilczym Szań-
cu zamachu na Hitlera.

Wszystkie te przesłanki przyczyniają się do tego, że Butow-
skiemu udało się, pozyskawszy część tych opowieści od swoich
mentorów oraz członków własnej rodziny, w obiektywny sposób
ustosunkować się do tego, co stało się na owych terenach w wy-
niku przejścia frontu w roku 1945.

Nie wiadomo w tym kontekście, czy rzeczywiście narrator oso-
biście uczestniczył w zjeździe ziomkostwa „tylnopomorskiego”,
ale przedstawienie tego wydarzenia wydaje się być wielce wiary-
godne, najbliższe chyba wizji przedstawionej przez samych Niem-
ców: Brittę Wuttke w powieści *Homunkulus z tryptyku* i Siegfrie-
da Lenza w powieści *Muzeum ziemi ojczyściej*.

Autor nie tai swojego głębokiego dystansu do stylu i treści wygła-
szanych na tym zjeździe „odwiecznych prawd”. Zarazem udało
mu się wyeksponować wypowiedź jednego z uczestników, który
miał nieco bardziej trzeźwy ogląd sytuacji i mówił:

Panie i Panowie, powtarzacie hasła o połączeniu oj-
czyzny z naszym krajem, lecz dobrze zdajecie sobie
sprawę z tego, że to mrzonka.

Oplakujecie popadające w ruinę budowle, lecz nie ma
nic zaskakującego w tym, że niszczeją. Nikt o nie nie
dba, to i niszczeją. [...]

Dlaczego?

By na to pytanie udzielić odpowiedzi, trzeba zmiany perspektywy. Trudna to zmiana, bo im więcej krzyku za ojczyznę, tym bardziej przesłania się prawdę.

Prawda jest jednak jedna: ta, żeśmy przekłęci i przekłęte Hinterpommern i że nie możemy umrzeć i zaznać spokoju. Przeznaczeniem naszym gnąć i rozpadać się, aż gdzieś uznane zostanie, żeśmy odpokutowali (s. 222).

Jednak i taka samokrytyczna deklaracja u niejednego obserwatora może wzbudzić odruch zniechęcenia do czegokolwiek, co łączy się z kwestiami niemieckimi, zwłaszcza zaś w kontekście tzw. prawa do potencjalnego obejmowania w posiadanie danej ziemi.

W przypadku Butowskiego stało się na szczęście inaczej. W książce nie tylko przedstawił skrótowo kilkusetletnie dzieje Popielnika pod berłem Hohenzollernów, więcej nawet, dowiódł, że niezwykle intrygują go różne detale i artefakty traktowane najczęściej z niechęcią przez innych.

Ci raczej skłonni byli pozbywać się druków pisanych szwabachą, nawet jeśli były to polskojęzyczne Kancjonały i kalendarze dla Mazurów, systematycznie usuwali emporę z poewangelickich wnętrz kościelnych, z zastanawiającą gorliwością niwelowali stare cmentarze, tworząc tym samym miejsce pod tereny rekreacyjne.

Bohater książki, Wojciech, będący zapewne *alter ego* autora, ekscytuje się natomiast starym liternictwem i typografią o niemieckiej proveniencji. Wie, co to pismo stworzone przez Ludwiga Sütterli-

na i co to krój *Palatino Linotype* autorstwa Hermanna Zapfa.

Narrator wie wreszcie, dlaczego słowo *Hochwald* ma inny odcień znaczeniowy i zgoła inne kolokacje niż jego polski ekwiwalent „las wysokopienny”. Wydaje się też, że dzięki wtajemniczeniu w tę specjalistyczną wiedzę znalazł się w gronie tych osób, którym bliskie jest postrzeganie sentymentalizmu i romantyzmu w guście niemieckim.

I choć jawnie drwi z tego, że dawni mieszkańcy ziem należących obecnie do Polski pragną niekiedy nabyć jakże nieuchwytny i niedefiniowalny *Heimatextrakt*, to jednak w ostatecznym rachunku chyba ich trochę rozumie.

Dzięki książce *Pozdrowienia z Popielnika* powróciła do mnie pewna scena, utrwalona kilkadziesiąt lat temu bodajże przez Polską Kronikę Filmową. Przedstawiono w niej pomnik ziemniaka wystawiony w Bobolicach. Wówczas przedstawiano to jako wyjątkowe dokonanie miejscowego PGR, na szeroką skalę rozwijającego produkcję tego warzywa.

Okazało się, że tradycja ta jest w tym regionie znacznie starsza, co więcej, przez członków ziomkostwa została zmitologizowana jako niemal epokowy wkład niemieckich Pomorzan do dziejów przetrwania ludzkości! W takim postawieniu sprawy coś musiało być zaiste na rzeczy, skoro początkowe sceny Grassowskiego *Blaszanego bębenka* również rozgrywają się na kaszubskim kartoflisku.

Tak, czy inaczej, obraz nieco groteskowego w swej postaci pomnika bobolickiego ziemniaka odżył przed moimi oczami dzięki

sugestywnym opisom Butowskiego.

Autor skądinąd tak umiejętnie, skutecznie i wiarygodnie zakamuflował obiekt swoich dociekań, że na początku powieści można nabrać przeświadczenia o faktycznym istnieniu Poppelnicke in Pommern.

Koniec końców, autor świadomie zapewne zapragnął, żebyśmy dowiedzieli się, że chodzi o „jego” Bobolice. Co ważne, jedna z niezawodnych poszlak do dekonspiracji tej miejscowości prowadzi do dawnego patrona miejscowego kościoła, którym był i nadal jest Jan Chrzyciel.

W końcowej partii książki autor poruszył fundamentalną dla swych rozważań kwestię:

Pytanie, z którym zostawiamy czytelnika, jest następujące:

czy Pomorze Tyłne jest tym samym co Hinterpommern? Inaczej: czy polski i niemiecki opis tego miejsca wyrażają to samo? Jeszcze inaczej: czy Polak i Niemiec doświadczają tu tego samego? (s. 249)

Odpowiedź na tak sformułowane pytanie zdaje się być w miarę oczywista, ale każdy musiałby udzielić jej indywidualnie.

Aby to uczynić, można zacząć od lektury literackiego przewodnika jakim jest debiut autorstwa Stanisława Butowskiego.

Tomasz Kurs: Buldożerem po cmentarzu, czyli niszczenie historii Mazur.

„Nie ma żadnej sprawy”

Historia ciężko doświadczyła Mazurów, którzy w zasadzie jako społeczność przestali na terenach przejętych w 1945 roku przez Polskę istnieć. Nieprzychylność władz, traktowanie ich jako gorszych sprawiły, że kolejne fale wyjeżdżały za zachodnią granicę. Polacy zajmowali ich gospodarstwa i domy.

Jak się okazuje, nawet po śmieci pamięć o dawnych mieszkańcach jest wymazywana z historii. W Miłakowie (powiat ostródzki) uznano, że należy na miejscu wpisanego do rejestru zabytków cmentarza ewangelickiego uruchomić nowe pochówki. Oznaczało to w praktyce wyrok dla historycznej nekropolii.

Podróż z upiornym przystankiem

O sprawie zapewne byśmy się nie dowiedzieli, gdyby nie przypadek. Pan Piotr Czyżewski przejechałby przez Miłakowo w kilka minut, gdyby nie to, że jego samochód uległ awarii i musiał zrobić sobie dłuższy postój na czas naprawy auta.

Przypadkowy gość miał zatem okazję rozejrzeć się po okolicy, a to, co dostrzegł wprawilo go w osłupienie.

- Zobaczyłem rozjechany gąsienicami cmentarz i zniszczone nagrobki ewangelickie - opowiada mieszkaniec Warszawy. - Zobaczyłem też walające się po placu budowy szczątki ludzkie. Za-

uważyłem kości żuchwy ludzkiej, fragmenty kości potylicznej. Uszkodzony został też 150-letni drzewostan. Byłem zaskoczony, bo wydawało się, że mieszkającym tu kiedyś i pochowanym ludziom należy się jakieś minimum szacunku.

Pan Piotr powiadomił służby konserwatorskie oraz prokuraturę, bo - jak sprawdził - teren XIX-wiecznego cmentarza jest wpisany do wojewódzkiego rejestru zabytków i jako taki podlega ochronie.

Swoje obserwacje Piotr Czyżewski utrwalił na zdjęciach, które pokazują skalę zniszczeń i rozmach inwestycyjny.

Jak się dowiedzieliśmy w prokuraturze w Morągu, trwa postępowanie wyjaśniające w tej sprawie, a na miejscu byli już policjanci.

Nie ma żadnej sprawy

Choć cmentarz należy do miejscowej parafii prowadzonej przez Franciszkanów, to odesłali oni nas do Urzędu Miasta w Miłakowie, bo to on prowadzi „modernizację zabytkowego cmentarza”, przygotował ją, a także uzgadniał z odpowiednimi organami - w tym z konserwatorami zabytków.

Nie udało nam się porozmawiać z burmistrzem, ale zrobili to policjanci. - Z wyjaśnień burmistrza wynika, że urząd dysponuje pozwoleniami na te prace - powiedział nam prokurator Rafał Koziański z Morąga.

Wojewódzki Urząd Ochrony Zabytków wskazuje, że roboty odbywają się zgodnie z planem: - *Nie ma żadnej sprawy niszczenia cmentarza ewangelickiego w Milakowie. Prowadzone są tam prace porządkowe i modernizacyjne w związku z przywróceniem tego cmentarza z powrotem do funkcji grzebalnej. Prace są prowadzone zgodnie z pozwoleniem konserwatorskim - informuje Sławomir Mioduszeński z delegatury WUOZ w Elblągu.*

Mioduszeński zapewnia, że widoczne obecnie zniszczone groby zostały zdewastowane przez mieszkańców w poprzednich latach.

Ks. Wojciech Płoszek, proboszcz Parafii Ewangelicko-Augsburskiej w Ostródzie był już na miejscu.

- Teren został rozjechany buldożerami, walają się kości, nagrobki leżą na hałdach. Wydawało mi się, że żyjemy w cywilizowanym świecie, w którym nie ma miejsca na takie praktyki - mówi duchowny ewangelicki. - Jestem skonfundowany, bo dowiedziałem się, że według konserwatora wszystko jest zgodne z pozwoleniami. Usłyszałem też, że kiedyś były tu zagrody ze świniami i nie ma co się dziwić, że jest bałagan i walają się kości. Proboszcz dodaje: - To wszystko wydaje się bardzo niestosowne. Tak się pracuje na wysypiskach śmieci, a nie na cmentarzach.

Czy sprawa rozejdzie się po kościach? Prokuratura będzie musiała tymczasem ocenić, czy i kto przekroczył przepisy lub uprawnienia, bo na razie wszyscy twierdzą, że inwestycja jest prowadzona prawidłowo.

Kilka lat temu doszło do innej głośnej dewastacji cmentarza ewan-

gelickiego na Mazurach - w Nowej Wsi Ełckiej. Tam proboszcza oraz wykonawcę robót oskarżono o dewastację grobów i znieważenie zwłok. Ostatecznie skończyło się na - raczej symbolicznych - karach grzywny w wysokości 9 tys. zł i nawiązki 7 tys. na rzecz Narodowego Funduszy Zabytków.

Efekty prac na cmentarzu ewangelickim w Miłakowie
Fot. Archiwum czytelnika



Tak wygląda Polska online ?

(*Online* (ang. online, *pierwotnie* on-line – podłączony do sieci) – stan, w którym obiekt np. (osoba, smartfon, komputer, serwer) *jest połączony z internetem*).

Wybrane fragmenty artykułu Katarzyny Stefańskiej, dziennikarki łódzkiej „Wyborczej” z: Internet, 22.11.2025 08:15

Tytuł oryginału: „Co trzeci młody wierzy w fejki, połowa boi się AI. Tak wygląda Polska online.

„Internetowi coraz mniej wierzymy, ale żyć bez niego już nie umiemy. Sytuacja jest schizofreniczna. Kiedy dzieje się coś złego, odruch mamy ten sam: sięgamy po telefon. Ponad połowa Polaków przyznaje, że w sytuacji kryzysu pierwszych informacji szuka w Internecie, chociaż równocześnie rośnie przekonanie, że sieć jest mało wiarygodnym źródłem. Scrollujemy, wątpimy, denerwujemy się - i nie wychodzimy.

(**Scrollowanie** (z ang. scroll – przewijać) to *czynność polegająca na przesuwaniu zawartości ekranu w górę, w dół lub na boki za pomocą palca (na telefonie) czy myszki (na komputerze)*.

Niedawno ukazał się na ten temat raport „Internet oczami Polaków w różnym wieku”. Co z niego wynika? (...)

Dziś 77 proc. dorosłych Polaków korzysta z Internetu - wynika z danych CBOS. To prawie wszyscy, biorąc pod uwagę, że dostęp do sieci ma już 95 proc. gospodarstw domowych. Internet stał się podstawową usługą jak prąd i woda.

Sytuacja jest schizofreniczna: z jednej strony zaufanie do Internetu jako źródła informacji spada – według raportu Nexery z 49 proc. do 39 proc. w skali roku. Nie ufamy, a i tak szukamy tu informacji. Sieć pozostaje dla ponad połowy Polaków pierwszym miejscem sprawdzania wiadomości, podejmowania codziennych decyzji i szukania eksperckiej wiedzy.

Z drugiej strony 84 procent z nas jest online kilka razy dziennie, a większość spędza w sieci od trzech do pięciu godzin. To deklaracje. Zeszlóroczne dane portalu Data Reportal mówią o średnio 6 godz. 17 min (do tego dochodzi trzy godziny oglądania telewizji).

Badania przeprowadzone dwa lata temu dowiodły, że ze smartfону korzysta codziennie aż 86 proc. uczniów podstawówek, a 19 proc. z nich robi to przez niemal cztery godziny dziennie. Głównie do komunikacji z rówieśnikami i rozrywki.

- Tego czasu jest z roku na rok coraz więcej. Ponad 86 procent dzieci poniżej 13. roku życia loguje się do mediów społecznościowych, chociaż teoretycznie nie powinny mieć do nich dostępu, bo ograniczenia wiekowe mówią o takiej granicy wieku - mówi dr Jacek Karaś z Katedry Informatyki UŁ.

28 procent Zetek (między 15. a 28. rokiem życia) przyznaje, że spędza online ponad dziewięć godzin dziennie. I - co najbardziej znaczące - nie nazywa tego nadmiernym korzystaniem, a sieć dla nich po prostu naturalne środowisko życia.

Lepiej jest w przypadku millenialsów (urodzeni między 1981 a 1996) - trzy do pięciu godzin.

Roczniki 1965-80, nazywane pokoleniem X są bardziej zadaniowe - korzystają z Internetu wtedy, kiedy muszą coś konkretnego załatwić: zapłacić rachunek, wysłać plik do pracy, kupić bilet, sprawdzić godzinę odjazdu, umówić się do lekarza. Czytają informacje, sprawdzają pogodę, wysyłają dokumenty. Zajmuje im to od 2 do 4 godzin dziennie.

Seniorzy korzystają najkrócej - zwykle do dwóch godzin dziennie - i najczęściej w sposób celowy, a nie ciągły. Ale, co ciekawe, kontrolę nad własnym czasem online deklaruje tylko co trzecia Zetka, 41 proc. pokolenia X i niecała połowa Boomersów (*pokolenie ludzi urodzonych od roku 1946 do roku 1964*).

Badani przyznają, że częściej kontrolują czas swoich dzieci spędzony w sieci, niż swój własny.

Jacek Karaś w kontekście nadużywania technologii mówi o higienie cyfrowej i możliwej prewencji. To nie tak, że wszyscy jesteśmy zanurzeni w sieci i nie możemy z tym nic zrobić. Umówiliśmy się, że w przestrzeni miejskiej nie przekroczymy 50 km/h. Ale logicznie nie ma żadnych przeciwwskazań, żeby samochody nie mogły jeździć szybciej, mają przecież tę możliwość. Tylko umówiliśmy się na prędkość, przy której kierowca jest w stanie zareagować, a prawdopodobieństwo śmiertelnego wypadku jest niskie. Z technologią jest tak samo, ale jeszcze tego nie zauważamy, nie widzimy potrzeby ograniczania się - mówi ekspert (...). Co ciekawe, stereotypowe przekonanie, że najmłodszy ślepo ufają temu, co zobaczą online, nie wygrywa starcia z rzeczywistością. Dla pokolenia Alfa (*przyjmuje się, że pokolenie alfa rozpoczyna*

się w latach następujących po roku 2010 i trwa do około połowy lat 20. XXI wieku.) najbardziej zaufanym źródłem informacji są rodzice (91 procent). 43 procent z nich wskazuje dodatkowo na nauczyciela/nauczycielkę, a co piąte dziecko darzy zaufaniem koleżanki/kolegów i szerzej znajomych.

Po drugiej stronie stoją najstarsi użytkownicy - ponad połowa z nich uważa, że nigdy nie uwierzyło w fake newsa. (*w języku polskim termin tożsamy z określeniem fałszywa wiadomość oznaczający nieprawdziwą lub częściowo nieprawdziwą wiadomość, często o charakterze sensacyjnym, publikowaną w mediach w celu wprowadzenia odbiorców w błąd i korzyści finansowych, politycznych lub prestiżowych*).

Z kolei 44 procent twierdzi, że w ostatnim czasie nie zauważyło żadnego zagrożenia w sieci. Brzmi budująco, ale eksperci od cyberbezpieczeństwa kręcą głową: to raczej brak świadomości niż realna odporność. Przemysław Wiśniewski z Fundacji Age Hub zauważa w raporcie, że osoby starsze rzadziej są w stanie weryfikować źródła i rozpoznawać manipulacyjne komunikaty. To czyni je bardziej podatnymi na dezinformację. Umiejętności polskich seniorów należą do jednych z najniższych w Europie.

Najbardziej wstrząsająca liczba z raportu? 50 proc. nastolatków zna kogoś, kto padł ofiarą oszustwa online. W klasach 7–8 - aż 70 procent. Za tymi liczbami kryją się konkretne mechanizmy: dzieci i młodzież coraz częściej padają ofiarą „przyjacielskich” prób wyłudzenia danych, fałszywych konkursów, gier online proszących o dane logowania czy fikcyjnych sklepów z tanimi skinami do gier.

AI (sztuczna inteligencja): lekarstwo na dezinformację czy jej nowa odsłona?

W tej cyfrowej kakofonii pojawia się nowy bohater: sztuczna inteligencja. Według badania co czwarty Polak korzysta z rozwiązań AI przynajmniej raz w miesiącu, a 17 procent - co tydzień lub częściej. Najczęściej do pozyskiwania informacji, tłumaczeń i nauki. W skrócie: nie wierzymy Internetowi, ale chętnie wierzymy streszczeniom Internetu.

Dane pokazują, że: 48 procent używa AI do zdobywania informacji, 34 procent do tłumaczeń, 24 procent do nauki i pracy. I - co istotne - młodzi potrafią odróżnić treści tworzone przez AI znacznie lepiej niż starsi.

To deklaruje 63 procent Zetek. I tylko jedna czwarta Boomerów. Tymczasem inne badania pokazują, że problem braku świadomości nie dotyczy tylko zwykłych użytkowników, ale także całych organizacji.

Jak wynika z raportu ESET „Cyberportret polskiego biznesu 2025”, ponad połowa pracowników w Polsce – 58 procent – nie wie, czym jest deepfake, czyli realistyczna, ale całkowicie fałszywa treść wygenerowana przez sztuczną inteligencję. Co piąty badany przyznał, że zdarzyło mu się przekazać narzędziom AI poufne informacje firmowe: od danych finansowych po dokumenty objęte tajemnicą służbową. Co trzeci pracownik uznał materiały stworzone przez algorytmy za w pełni autentyczne. To pokazuje, że problem niewiedzy i zaufania wobec AI zaczyna wykraczać daleko poza sferę prywatną - dotyka bezpieczeństwa całych instytucji i firm.

Jak wynika z raportu ESET „Cyberportret polskiego biznesu 2025“, ponad połowa pracowników w Polsce – 58 procent – nie wie, czym jest deepfake, czyli realistyczna, ale całkowicie fałszywa treść wygenerowana przez sztuczną inteligencję. Co piąty badany przyznał, że zdarzyło mu się przekazać narzędziom AI poufne informacje firmowe: od danych finansowych po dokumenty objęte tajemnicą służbową. Co trzeci pracownik uznał materiały stworzone przez algorytmy za w pełni autentyczne. To pokazuje, że problem niewiedzy i zaufania wobec AI zaczyna wykraczać daleko poza sferę prywatną - dotyka bezpieczeństwa całych instytucji i firm. Równocześnie niemal wszyscy deklarują obawy dotyczące AI. Największe? Naruszenie prywatności (40–51 procent), rozsiewanie nieprawdziwych informacji i deepfake’ów (41–42 procent), cyberzagrożenia (35–53 procent).

Czym jest Chatbot AI?

Chatbot , popularnie zwany czatem jest oparty na sztucznej inteligencji (AI), jest to program komputerowy, który komunikuje się z ludźmi za pomocą tekstu lub głosu. Jak każda nowa technologia ma swoich entuzjastów i krytyków.

Sztuczna inteligencja rodzi skrajne emocje. Jedni widzą w niej ogromną pomoc w mechanicznych działaniach, sposób na lepsze wykorzystanie potencjału ludzkiej pracy, inni zagrożenie dla licznych zawodów czy nawet rozwoju człowieka. Jest to po prostu maszyna, której naukowcy z OpenAI przekazali ogromną ilość danych pochodzących

nie tylko z Internetu, ale także z książek. Dzięki temu narzędzie to może być doskonałym źródłem podstawowej wiedzy, choć ma swoje ograniczenia. Przykładowo, jeśli nie zna odpowiedzi na zadane pytanie – zmyśla. Może mieć także dostęp do nieaktualnych danych lub popełniać błędy - **dlatego do każdej odpowiedzi Chata podejść krytycznie i sprawdzić w zaufanych źródłach przekazane przez niego informacje.**

Chatbot działa w wielu obszarach naszego życia, np w obsłudze klienta, marketingu., w nauce języków obcych pomaga doskonalić umiejętności poprzez interaktywne ćwiczenia i tłumaczenia, pomaga przy pisaniu prac domowych, w edukacji wspiera uczniów i nauczycieli (np. pomaga w nauce języków obcych poprzez interaktywne konwersacje).

Korzystanie z ChatGPT niesie za sobą zagrożenia związane z prywatnością, bezpieczeństwem danych oraz jakością generowanych informacji. Do kluczowych zagrożeń należą wycieki poufnych informacji, podatność na manipulację, powielanie fałszywych faktów oraz kwestie etyczne, w tym dezinformacja i wpływ na edukację.

Cyberprzestępcy wykorzystują ChatGPT do pisania perfekcyjnych, wolnych od błędów wiadomości phishingowych, ułatwiając manipulowanie ofiarami. (Phishing to metoda oszustwa internetowego, w której przestępca podszywa się pod zaufaną instytucję (np. bank, urząd skarbowy, firmę kurierską)

lub osobę w celu wyłudzenia poufnych informacji, takich jak dane logowania, numery kart kredytowych czy dane osobowe)

Bezrefleksyjne poleganie na odpowiedziach bota może prowadzić do zaniku umiejętności samodzielnego myślenia i sprawdzania źródeł, co w przyszłości utrudnić może dalsze samodzielne zdobywanie wiedzy.

Odwrotu od sieci autorzy raportu nie widzą.

Wręcz przeciwnie.

W praktyce to raczej etap, w którym użytkownicy zaczynają zdawać sobie sprawę z ryzyka, ale nie znajdują dla Internetu alternatywy.

Korzystają dalej - z większą ostrożnością, ale wciąż bardzo intensywnie.

Z raportu wylania się jedno z najważniejszych wyzwań na najbliższe lata:

jak nauczyć się funkcjonować w środowisku, którego nie da się opuścić.

a któremu nie wypada już bezwarunkowo wierzyć”.

IMPRESSUM/Stopka redakcyjna

Monatszeitschrift der Masurischen Gesellschaft/ Miesięcznik Stowarzyszenia Mazurskiego -Herausgeber/Wydawca: Masurische Gesellschaft e.V. Skrytka pocztowa 117, PL- 10-001 Olsztyn., Tel.: +48 606 68 02 18
Email: barbara.willan@gmail.com

Redaktion: Barbara Willan (leitende Redakteurin), Ewa Dulna (Website-Redakteurin), Uwe Hahnkamp, Arkadiusz Łuba, Reinhard Donder, Grzegorz Supady, Siegfried Burghardt.

Konto Stowarzyszenia Mazurskiego:

BANK PKO S.A. Oddział w Olsztynie

Numer rachunku: 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

Für das Ausland: IBAN: PL 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

BIC: PKO P PL PW

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden nicht zurückgesandt. Die Redaktion behält sich vor, Artikeln und Leserbriefe sinngemäß zu kürzen./Redakcja zastrzega sobie prawo dokonywania skrótów nadesłanych tekstów.

Herstellung/Druk: Zakład Usług Poligraficznych i Wydawniczych TomActive Tomasz Glinka, 10-092 Olsztyn, ul. Obrońców Tobruku 7

Die Zeitschrift wird vom Auswärtigen Amt der Bundesrepublik Deutschland, aus Subventionsmitteln des Innen- und Verwaltungsministers der Republik Polen, Marschallamt in Allenstein und von VdG finanziell unterstützt.

Czasopismo jest wspierane finansowo przez Ministerstwo Spraw Zagranicznych Republiki Federalnej Niemiec, ze środków dotacji Ministra Spraw Wewnętrznych i Administracji Rzeczypospolitej Polskiej, Urząd Marszałkowski Województwa Warmińsko-Mazurskiego oraz Związek Niemieckich Stowarzyszeń Społeczno-Kulturalnych w Polsce.

**STANISŁAW
BUTOWSKI
POZDROWIENIA
Z POPIELNIKA**



„Grüße aus Poppelnicke oder ein Autorenleitfaden für Hinterpom-
mern“/Pocztówka z Pomorza Tylnego S.14 und 41
Foto: <https://animi.pl/>



Gregor Schaaf-Schuchardt (Stiftung Internationale Begegnungszentrum St. Marienthal) und Izabela Siekierska-Rosiak (Institut für die Entwicklung der Polnischen Sprache) mit dem unterschriebenen Dokument der Zusammenarbeit, fot. © Arkadiusz Łuba S.23